

Auf der äußersten Schäre — weit draußen im Meer — wohnte Tom Gunnuffen, in einer Hütte von schweren Pflanzen — mit großen Nägeln verbunden. Er war alt und grau. Weit umher ist er in der Welt gewesen. Als junger Knabe ging er mit einer Bark zu See. Nach Islands Felsenküsten ging die Reise — von dort nach England. In London ließ er in einer klaren Juninacht davon, als alles an Bord schlief.

Er fuhr wohl 13 Jahre umher — trotzdem war er noch ein junger Mann, als er eines Abends auf der Bad einer norwegischen Brigg stand, auf der er in Norwiesse angeheuert war, und auf Norwegens feile Berge hinausschaute, die in den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne gebadet waren. An diesem Abend geschah es zum ersten mal seit seiner Kindheit, daß er gerührt war. Eine Thräne schlich sich aus dem Auge des derben Seemanns, und sie rollte an den weitergebräunten Wangen nieder. Eine Woche später fuhr er nach dem Norden, in die Heimath, wo er seinen Vater noch lebend antraf! — Fast ein Jahr war er zu Hause, half dem Vater beim Fischfang, arbeitete für zwei — war immer dort, wo es am tollsten herging, war mutig, gewandt, wie es sich für einen vollbefahrenen Seemann schied. Als das Jahr um war, fühlte er selbst, daß er wieder hinaus mußte. Das Leben war ihm hier zu traurig.

Aber da geschah es, daß der Zauber der Liebe ihn mit Gewalt packte. Und mit einemmal waren alle Gedanken an die Reife vorbei. Er schaute sich nicht mehr hinaus. Es kam plötzlich — er fand sich von etwas überwunden, gegen das er nicht einmal zu kämpfen vermochte!

Die, auf die seine Augen fielen und an die er sein Herz verlor, war eine seiner Feindinnen aus der Kindheit. Sie hatten miteinander gespielt, die beiden, und waren auf kindliche Art gute Kameraden gewesen. Dann kam der Tag, da er — hinausging. Und er vergaß sie — sie ihn. Nichts deutete darauf hin, daß sie sich je wieder treffen würden. Sie waren ja auch noch Kinder. Der Abschied machte ihnen keinen weiten Kummer. Dann vergingen die vielen Jahre, und er lehrte als Mann heim. Die Zeit, die er fort gewesen war, hatte sie wohl zum Weibe gemacht — dieser Wechsel hatte ihr aber keine Freude gebracht. Zu Hause mußte sie die schlimmste Arbeit verrichten — später kam sie bei dem Kreisarzt in Stellung — der war die Feindschaft selbst, zum Unglück für ihn und sein Haus war er aber mit Frau Birga verheiratet. Eine Frau zum allgemeinen Lächer des kleinen Fischerdorfes. Vermöht und verfeinert, wie diese aus einem immer lustigen, reichen Heim in Christiania stammende Frau war, hatte sie sich nie an die Verhältnisse hier oben gewöhnen können, wo alles so öde und still war. Mitten in seiner blühenden Jugend hatte der junge und hochgebildete Assistentenarzt ihr Herz erobert. Verlobt hatten sie sich — und verheiratet, als er in den Staatsdienst trat. Kurz war das Glück. — Sie langweilte sich hier oben — vernachlässigte mitten im besten Alter ihres Lebens. Jänisch und unerbittlich war sie — ein Schreden für alle im Hause. In dieses Heim kam das junge Mädchen. Hier war sie eine Reife von Jahren — und das eine Verleier wie das andere.

Da kam Tom Gunnuffen nach Hause. Sie erkannte ihn kaum wieder. Er war so groß geworden — und von der Hitze der Sonne und dem Zuge des Windes gebräunt. Sie trafen sich — und sie sprachen von ihren gemeinsamen Spielen und Erlebnissen aus der Jugendzeit. Diese Zusammenkünfte waren für ihn der Tagelohn nach beendeter Fischfang, und ihr wurden sie zur Freude. So geschah es, daß sie sich liebengannnen. — Von hier und zur Kirche ist hier oben der Weg nicht lang. — An einem regnerischen, eiskalten Sonntag wurden sie in der kleinen, stillen Solktirche getraut, und das Leben für sie begann.

Wohl zehn Jahre lebten sie zusammen. Die Zeit war ihnen so kurz geworden. — Als die junge Frau auf ihrem Sterbebett lag und spürte, daß der Tod sich näherte, da stiegen von ihr Gebete zum Himmel empor. Sie bat, doch noch weiter an der Seite ihres geliebten Mannes weilen zu dürfen. Denn sie meinte, daß sie, wenn das Glück auch viel zu kurz gewesen sei, es doch befehen habe — während ja viele andere es während ihres ganzen langen Lebens nicht kennen lernten. Und er, der starke Seebär, wie litt er nicht hierunter! — Der Tod war ihm selbst oft ganz nahe gewesen — hatte er doch schon so viel durchgemacht — aber hier in den langen dunklen Nächten liegen und auf die

Schmerzschreie der Frau, die er über alles liebte, hören, ihren Kampf gegen den Tod sehen zu müssen, nein — nein, das ertrug er nicht!

Es war früh am Morgen, noch dunkel, als er dadurch aufwachte, daß eine feuchte Hand ihm über die Stirn rief. Er richtete sich im Bett auf und hörte, wie sie mit einer eigenartigen stanglosen Stimme bat, daß er zu ihr hinüberkommen möge. Er eilte in den Hof, wo sie ihn über die Stiege hinauf führte. Er hielt sie fest, wie ein einziges Wort brachte er hervor, als ihre beiden Arme schon um seinen Hals lagen: „Tom, Tom, ich fühle, daß der Tod jetzt kommt, aber ich will nicht mit, hörst du, ich will nicht von dir, will bei dir bleiben — treu zu dir halten — ich will nicht mit — will nicht!“ — Dann kamen seine weiteren Worte, es war aber, als ginge ein Stoß durch ihren Körper, und er fühlte, wie ihre Arme seinen Hals umflammerten. Gleichgültig fiel ihr Kopf auf die Schulter nieder — schlief — sie war tot. Er sah da, allein in dem schwachen Schein des herankommenden Tages mit der Toten dicht bei sich. Es machte ihm viele Mühe, sich von den Armen der Leiche zu befreien. Im Tode hatte seine Frau sich zu sehr an ihn geklammert.

Jetzt kam eine Zeit, wo Tom scheinbar stumpf wurde. Sein Geist und Körper erschlafften. Er verlor seinen alten Eifer. Die Periode dauerte aber nicht lange. Dann loderte seine alte Kraft von neuem auf — noch einmal — zum letztenmal. Er verließ wieder sein Heimatdorf — verheuerte sich als alter Matrose auf einem Dampfer, der mit Holz nach dem Orange-Freistaat verfrachtet war. Gerade in den Jahren war es, als die Boeren und Engländer miteinander kämpften. In den Jahren, die jetzt kamen, sah er manche der alten Plüge wieder, die er aus seiner Jugend kannte, und die damals seine jugendlichen Gedanken und seine Sinne in lebhaftest Schwingungen versetzt hatte. Einige Jahre — es wurden übrigens nur vier bis fünf — fährt er. Da fühlte er, daß er bald verbraucht sein würde. Die harte Arbeit den ganzen Tag, die er leisten mußte, war ihm zu viel. Er sagte den Häfen und allem draußen Lebewohl — Lebewohl für immer und lehrte nach dem Norden in sein altes Land zurück.

In dem Fischerdorf mit den vielen Erinnerungen wollte er nicht leben — nein, weg mit ihnen allen — er wollte um sich her nichts als Einsamkeit haben. Fertigt mit dem Leben war er. Es hatte für ihn keinen Werth mehr. Ganz draußen im Meer ließ er auf einer dreieckigen Schäre eine Hütte zimmern — hier wollte er wohnen und das Ende seines Lebens abwarten — abwarten die Begegnung mit dem Glück seines Lebens — seinem Geweihten. So lange wollte er sich durch Fischfang ernähren — seine Bedürfnisse waren ja gleich Null. Bisweilen konnten Wochen vergehen, ohne daß man im Dorf etwas von ihm sah.

Jeden Abend, wenn die Tagesarbeit verrichtet und die Fischereigeräthschaften für den nächsten Tag instand gesetzt sind, sitzt er draußen vor seiner Hütte auf eine kleinen Bank, die dort steht. In seiner Einsamkeit sieht er und lauscht dem ewigen Lärm der Nordsee. Er betäubt sich in ihrem Rauschen und sieht und blüht mit den matten, schlaffen Augen dorthin hinaus, wo Himmel und Wasser sich treffen — in eins verschmelzen. Wie er dort Abend für Abend sitzt, ist Ruhe über ihm — Friede und Ruhe, wie er sich nur bei Menschen findet, die ihren letzten Lebenskampf gekämpft haben.

Was ihn jetzt aufrecht erhielt, das war die freudige Hoffnung auf die Begegnung mit seinem Weibe — oben im Himmel. Er glaubte so sicher, daß er sie dort wieder treffen würde — wenn der Tod ihn geholt hatte. In der Hoffnung hierauf lebte er seine letzten Jahre — mit Frieden und Ruhe in der Seele. Ein glücklicher Greis trotz alledem. Als dann aber der Tod kam und ihn nahm — als die Nordsee eines Nachts die äußersten Schären überflutet und alles mit sich in die Tiefe rief — gelangte er dorthin, wo sie war? Trau er sie wieder? Lebte er wieder zum seligen Frieden des ewigen Lebens auf?

„Trauerpflaster“ in Prag.

Eine eigenartige Pflasterung wird demnächst in Prag vorgenommen werden. Die Wiener Blätter von dort gemeldet wird, hat der Prager Stadtrath beschloffen, den Altstädter Ringplatz auf besondere Weise pflastern zu lassen. Auf diesem Platz wurden vor dem Altstädter Rathhaus am 21. Juli 1821 nach der Schlacht am Weihen Berge die böhmischen Standesherrn, die mit dem „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz zu Felde gezogen waren, hingerichtet. Die Stelle, auf der die Hinrichtung stattfand, wird nun mit schwarzen Mosaiksteinen gepflastert werden, in deren Mitte sich zwei rote Ritzschwerter mit einer Dornentzone und das Datum der Hinrichtung befinden. Auf dem Trottoir rings um den Platz werden 27 weiße Kreuze sich erheben, die der Anzahl der damals hingerichteten Standesherrn entsprechen. Auch der Blut, auf dem die Hinrichtung vorgenommen wurde, wird, und zwar auf der Fahrbahn des Ringplatzes, besonders gekennzeichnet werden.

Ein seltsamer Besuch.

Der Parlamentsrath Graf v. Nointel in Paris besah in der Revolverstraße ein Palais mit daranstoßendem Park, und sein erwachsener Sohn, Kapitän in der königlichen Leibgarde, bewohnte einen Pavillon im Park. Im Oktober 1721 lehrte der junge Graf tief in der Nacht nach Hause zurück und suchte alsbald sein Bett auf, ließ aber eine Kerze brennen, um zwei Briefe, die er vorgefunden, noch zu lesen. Da vernahm er im Kamin ein tragendes Geräusch, und er dachte schon an Fledermäuse, als plötzlich ein schwerer Körper aus dem Kamin zu Boden fiel.

„Wer ist da? Wer sind Sie?“ rief der junge Offizier und sprang auf. „Mein Herr“, sagte der vom Ruf des Kamins geschwärzte und vom dem Falle halb betäubte Eindringling, „haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin ein unglücklicher Sträfling. Von den Soldaten der Wache den ganzen Tag verfolgt, sah ich mich gezwungen, mich in dem Schornstein Ihres Kamins hinunterzuleiten zu lassen, um nicht in ihre Hände zu fallen. Ich bitte Sie, mich diese Nacht hier zu bringen zu lassen; ich bin ganz trafflos und nicht im Stande, gehen zu können.“

Das Mitleid regte sich in dem jungen Offizier, und er sagte: „Sehen Sie sich in jenen Sessel und rufen Sie. Aber morgen mit Anbruch des Tages verlassen Sie das Haus durch den Garten!“

Der Fremde versprach dies und legte sich in den Sessel. Als der junge Nointel sah, daß er sofort einschlief, legte er sich zu Bett und löschte das Licht aus.

Erst um neun Uhr Morgens wachte er auf. Er schlug die Vorhänge an seinem Bette zurück und sah den Unbekannten noch im Sessel schlafen. Sein mit Ruß bedecktes Gesicht war nicht zu erkennen. Eine Hand des Fremden hing über die Lehne herab; sie war mit Ruß und Blut bedeckt, aber an einem Finger blühte ein mit Diamant geschmückter Ring. Dieser Umstand vermehrte noch das Erstaunen des jungen Grafen.

Da wachte der Unbekannte auf, erhob sich, trat vor das Bett und sprach: „Mein Herr, ich habe mich auf eine ungewöhnliche Art bei Ihnen eingeführt und ich ernehre meinen Dank für die gewährte Gastfreundschaft. Doch ehe ich mich entferne, erlauben Sie mir noch eine Bitte. Ich habe den ganzen gestrigen Tag nicht die geringste Nahrung zu mir genommen, bin durch den Hunger ganz entkräftet und bitte Sie dringend, lassen Sie mir ein Stück Brot und ein Glas Wasser geben.“

„Ich werde Ihnen“, erwiderte der gutmüthige Offizier, „auch diese Bitte erfüllen. Treten Sie in dieses Nebenzimmer!“

Der Fremde kam dieser Aufforderung nach, und dann schellte der Graf seinem Diener.

„Ich habe gestern Abend“, sagte er diesem, „nicht gegessen und möchte kräftig frühstücken; gebe in die Küche und hole mir ein gebratenes Huhn, und dann bitte meinen Vater um eine Flasche von jenem vorzüglichen Malaga, den er aus dem Keller des Grafen von Toulouse bezieht.“

Bald erschien der Diener und brachte ein kaltes Huhn, Brot und eine Flasche Malaga. Der junge Nointel rief den Fremden aus dem Nebenzimmer und präsentierte ihm das Frühstück, wozu er ihm selbst ein Glas Malaga einschenkte.

Der Fremde aß mit bestem Appetit, und als er schließlich ein Glas Malaga trank, sagte er: „Dieser Malaga ist sehr gut; man könnte in dessen noch besseren finden.“

Diese Bemerkung ärgerte den Offizier, und er machte seinem unbekannten Gast begrifflich, daß es Zeit sei, sich zu entfernen. Er öffnete zu diesem Zweck eine Thür, die auf eine Hinterterrasse führte, stieg mit dem Unbekannten in den Garten hinab und schloß eine Pforte auf, durch die der Fremde eilhaft verschwand.

„Acht Tage waren vergangen. Die ganze Familie war versammelt und im Begriff, sich eben an der Mittagstafel niederzulassen, als der Diener eintrat und zu dem Sohne des Hauses sagte: „Soeben ist bei dem Hausmeister ein Korb mit sechs Flaschen Malaga für den Herrn Grafen abgegeben worden, und hier ist der Brief, welcher die Sendung begleitet.“

Der junge Graf nahm den Brief und trat in eine Fensternische, um ihn zu lesen. Er lautete folgendermaßen: „Herr Graf! Ich habe die Ehre, Ihnen meine aufrichtigen Dankausagen für die lebenswichtige Gastfreundschaft zu wiederholen, welche Sie mir erwiesen haben, und habe auch nicht das gute Frühstück vergessen, welches ich mit so großem Appetit verzehrte. Sie schienen erwidern, daß ich, als ich Ihren vorzüglichen Malaga trank, behauptete, man könne besseren finden. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einige Flaschen Malaga zu schicken, welchen ich für besser als den Ihrigen halte, und wünsche, daß Sie meiner Meinung sind, wenn Sie ihn trinken.“

Ihr unterthäniger und gehorsamer Diener Courtoise.

Der junge Offizier war wie versteinert, als er den Brief gelesen hatte. Erst jetzt erkannte er die ganze Gesellschaft jener Nacht, welche er in Gesellschaft dieses berühmtesten aller Eindringler zugebracht hatte. Er zermarterte den Brief und warf ihn eilig in die Kaminflamme.

Wieder vergingen einige Wochen, als plötzlich das Gerücht ganz Paris durchlief, Courtoise sei ergriffen worden. Das Gerücht befestigte sich denn auch, und die beste Gesellschaft drängte sich nach der Conciergerie, um den berühmten Räuber in seinem Gefängnisse zu sehen.

Dieser verlor nicht einen Augenblick seine Dreistigkeit, eine von den vornehmsten Ursachen seines Rufes. Er empfing die hochstehenden Besucher sehr artig und erzählte die pikantesten Anekdoten über seine vielen gelungenen Streiche.

Auch der junge Graf Nointel trat eines Tages in das dunkle Gefängniß der Conciergerie. Sein nächster Gesellschafter erkannte ihn sofort und ließ ihm lockend zu, er könne den Malaga, den er ihm geschickt, ruhig sich schmecken lassen, denn er sei ebrlich bezahlet.

Die Schuld Casars.

An einem Morgen des Jahres 1809 promenierte Napoleon mit Berthier, den er soeben zum Prinzen von Wagram ernannt hatte. Sie waren in ein Gespräch über Julius Cäsar verfallen, und Berthier begann, als man auf die unerbittliche Gerechtigkeit Casars zu sprechen kam, eine Anekdote zu erzählen: Es gab einmal einen Unteroffizier in der fünften Legion, dessen Name Sertius war. Dieser Soldat, der seit zehn Jahren in Diensten stand, hatte sich ungezählte Male durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, ist aber nie belohnt worden. Man brachte die Sache vor den Senat, und dieser erteilte Casars Gleichgültigkeit den waderen Kämpfern gegenüber. „Und was wurde aus Sertius?“ fragte Napoleon. „Er blieb weiter unbeachtet in seinem Rang, da sich Cäsar den Befehlen des Senats nicht beugen wollte.“ „Wie ungerecht“, sagte der große Korie.

Sie schritten weiter und standen plötzlich auf einem Manöverfelde. Von Berthier gefolgt, mußte Napoleon die Soldaten. Es war ein Augenblick beängstigenden Schweigens. In der Mitte dieser Menschenmassen wandelte Napoleon mehr zwischen todt Uniformen, als zwischen lebenden Menschen. Mann für Mann mußte er Napoleon, wobei er ganz besonders den alten Kriegern erhöhte Aufmerksamkeit schenkte. Plötzlich blieb er vor einer Kompanie von Grenadiere stehen und betrachtete lange den rechten Flügelmann des dritten Bataillons. Er kannte beinahe sämtliche Soldaten seiner Armee bei Namen, aber an diesen konnte er sich nicht erinnern. „Dein Sertius“, sagte er leise zu Berthier, als ihm der Oberst des Regiments von den 20 Schlachten erzählte, die der Mann bereits mitgemacht hatte. „Vortreten!“ kommandirte er. Und ohne mit der Wimper zu zucken, gab er dem Obersten den Befehl, den braven Soldaten zum Leutnant zu ernennen. Trommelwirbel — und der Oberst gehorchte dem Befehle des Monarchen. „Derleutnant“, murmelte Napoleon leise vor sich hin. Erneuter Trommelwirbel — und der jüngste Offizier war um eine Charge befördert. Athemlose Stille folgte. Napoleon rief den Deputierten aus der Scheide, kommandirte selbst einen neuerlichen Wirbel und beförderte den Mann zum Hauptmann. Dann nahm er das Kreuz der Ehrenlegion von seiner Brust, bestete es dem jungen Hauptmann an seinen Hod, und als er die Hand wegog, wuschte er zwei heiße Thränen ab, die der „Sertius Napoleons“ als Quittung für die ihm bezahlte Schuld für seinen Cäsar geerntet hatte.

Girardin Diener.

In seinen kürzlich erschienenen Memoiren gibt Robert Mitchell eine treffende Charakteristik des hervorragenden Journalisten und Staatsmannes Emile de Girardin, eine der markantesten Persönlichkeiten des zweiten Kaiserreiches. Girardin kannte keine Vorurtheile und zeigte bei verschiedenen Gelegenheiten, daß er sich über alles konventionelle hinwegsetzen mußte. Eines Tages suchte er einen Diener; es stellte sich ein Mann vor, der nicht sehr vertrauenswürdig aussah. Auf den ersten Blick erkannte Girardin, daß dieser Mann im Leben gescheitert, ja, noch schlimmer, bereits zum Verbrecher geworden war. Der Mann hielt den Blick nicht aus und sah verlegen, verwirrt zu Boden; er sprach kein Wort und schien sich lieber ausfragen lassen zu wollen. „Woher kommen Sie?“ Keine Antwort. „Wo waren Sie zuletzt?“ Nichts antwortete der Mann. „Im Gefängniß.“ Girardin sah ihm scharf in's Gesicht und fragte: „Und warum waren Sie im Gefängniß?“ Nun erzählte der Mann gefentztes Hauptes seine Lebensgeschichte. Er habe, aus dem Gefängniß entlassen, seine Arbeit mehr finden können, da man ihn überall abweise; er wolle aber trotzdem wieder ehrlich und anständig werden und müsse sich, wenn alle Welt ihn verfolge, eine Kugel durch den Kopf jagen. Man habe ihm gesagt, daß Girardin zu armen Leuten gut sei und dem Entrinkenden gern die Hand reiche; deshalb habe er gewagt, sich vorzustellen. „Wie heißen Sie?“ fragte Girardin. — „Jean“... der Mann ärgerte. — „Jean genügt mir. Ich nehme Sie also in meinen Dienst, Jean; hier sind die Schlüssel der Wohnung.“ Und Jean, der das Mutter eines Dieners war, blieb Girardin.

bin, der ihn in so edler Weise rehabilitirt hatte, bis zu seinem Tode treu ergeben.

Bettlergenie.

Aus Berlin wird geschrieben: Peter S. ist seit Jahrzehnten in der Bettlergenie an der Spree allseits bekannt. Was er an Betteltricks hinter sich hat und noch vollführt, macht ihm so leicht kein zweiter „Berufsgenosse“ nach. Freund Peter prangt schon im Schmutz grauen Haares. Als junger Mann kam er nach Berlin, geriet in schlechte Gesellschaft, gewöhnte sich bald an das Bummelleben und — lernte Bettler. Länger als drei Jahrzehnte betreibt er nun dieses einträglichste Geschäft, was er seiner eigenen Aussage nach noch nie bereut hat. Aber Peter sehtet auch nicht um Sechser oder Groschen. Nicht demüthig die Hintertreppe geht er hinauf, sondern in ziemlich eleganter Kluft über die teppichbelegten Stufen. Beim Hausherrn läßt er sich meist als Friseur, Abgesandter eines Rekrutensituats oder Bantbeamter, bei der Frau als Goldarbeiter oder Gärtner, Zahntechniker oder Schauspieler, überreicht auch oft Visitenkarten mit seinem richtigen Namen und der Standesbezeichnung „Sungerkünstler“. Und die Leute lachen und greifen in die Tasche. Dabei hat er niemals gehungert, vielmehr unterstützt er noch zahlreiche „Kollegen“. Das Wertwürdigste ist, daß dieser Mann in all den Jahren kein festes Unterkommen gehabt haben soll. Nur eine Stammbestelle besitzt er, ein bekanntes Delal am Gendarmenmarkt. Wie er sich trotzdem über Wasser hält, niemals mit der Polizei in Konflikt kommt, immer nobel auftritt, stets bei Kaffe und Luftig und guter Dinge scheint — das ist das Geschäftsgeheimniß des originellsten Bettlers von Berlin.

Neue Robinsonade.

Die französische Bart „Präsident“ erlitt auf der Reife von Poulmibout, Neulaledonien, nach Havre in einem fürchterlichen Sturm Schiffbruch. Die Barte trieb in hilflosen Zustand auf die Klippen südlich von den Antipoden-Inseln in der Nähe von Neuseeland, wo sie vollständig aufbrach. Der Befragung gelang es, sich in ein Boot zu retten und unter großen Schwierigkeiten auf eine der Inseln, die 800 bis 1000 Fuß hoch aus dem Meere ragen, zu landen. Von den Effekten wurde nichts geborgen. Glücklicherweise fanden die Schiffbrüchigen auf der wüsten Insel ein Proviantdepot, das von der neuseeländischen Regierung dort angelegt war. Aber Woche auf Woche verging, ohne daß sich am Horizont ein rettendes Segel zeigte. Die Noth der Mannschafft erreichte ihren Höhepunkt, als die Vorräthe des Depots aufgebraucht waren und der Hunger drohte. Die Noth lehrte aber nicht nur beten, sondern sie macht auch erfindend. Aus den Nägeln der angetriebenen Wradstücke wurden Angelhaken gemacht, um zur Stillung des Hungers Fische zu fangen. Genau so wie Robin: führten die Schiffbrüchigen volle sieben Wochen lang ein entsehungsvolles Dasein und verfertigten sich mit den primitivsten Mitteln die notwendigen Gebrauchsgegenstände. Mehrfach wurden mit Bleistift geschriebene Schilderungen des Schiffbruchs Abatrossen um den Hals gebunden, in der Hoffnung, daß auf diesem Wege die Noth der Befragung in die Außenwelt bringen und eine Hilfsperdition veranlassen würde, aber vergebens. Als die Schiffbrüchigen, mit dem Kapitän Noel 22 an der Zahl, nach dem siebenwöchigen Aufenthalt auf der einsamen, weltabgeschiedenen Insel schon alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatten und vor Hunger schon halb wahnsinnig waren, erschien endlich der englische Kreuzer „Bogus“, der die Nothsignale zufällig bemerkt hatte, nahm die Schiffbrüchigen auf und brachte sie nach Whitleton Neuseeland.

Das Auge Lieschen.

Lehrer: „Kannst Du 23 Äpfel unter fünf Personen so vertheilen, daß jede genau so viel erhält, wie die andere?“

Lieschen (nach kurzem Besinnen): „Ach ja!“

Lehrer: „Na, da wäre ich neugierig, wie Du das machst!“

Lieschen: „Ich bitte Mama, daß sie zuerst Kompott daraus macht!“

Grausam.

Baronessa: „Dieser Mensch hat mich fürchterlich getränkt, wenn ich nur wüßte, wie ich mich an ihm rächen könnte?“

Sofer: „Gnädiges Fräulein, heirathen Sie ihn doch!“

Angewohnte Arbeit.

Herr (zum Stallburichen): „Ja wie schaut denn der Schimmel aus! ... Wenn Sie wieder mal einen Brief schreiben, so bitt' ich mir aus, daß das auf dem Heuboden geschieht und nicht im Stall!“

Su ist!

Bräutigam: „Nun, liebe Emilie, wie gefällt Dir Dein Geburtstagsgeschenk?“

Braut: „Das Kollier ist entzückend!“

Bräutigam: „Dreißigzwanzig Perlen — die Zahl Deiner Lebensjahre!“

Braut (leise zur Mutter): „Wie schade, Mama, daß wir ihm acht Jahre untergeschlagen haben!“

Ein Schwereidner.

Fräulein: „Herr Wirth, das Bier ist ja ganz warm!“

„Was könnte denn auch in Ihrer Nähe lange kalt bleiben!“

Berichtsnapp.

Versicherungszusatz (zu einer Abgebrannten): „Ach reden Sie mir doch nichts... Sie werden sich jetzt auf Ihre alten Tage erst neue Betten und auch noch mit so viel Federn wie Sie mir da schildern, daß sie mitverbrannt sind, angeschafft haben?“

Frau: „Sie wollems net glauben, wollen Sie sie sehen?“

Unbegreiflicher Leichtsin.

Hausherr: „Wer sind Sie denn?“

Armer Reisender: „Ich bin armer Reisender...“

Hausherr: „Ja, aber mein Güter, wenn ich arm bin und kein Geld habe, dann teile ich doch nicht.“

Erst das Geschäft und dann das Vergnügen.

Kassirer: „Der Konvalst hat mir gestern, als ich die zweite Kasse einlieferten wollte, eine Ohrfeige gegeben.“

„So?“

„Ich werde Ihnen bloß mal erzählen, wie der Arel anfing —“

„Vor allen Dingen sagen Sie mir, ob er die Kasse bezahlt hat!“

Wer den Schaden hat...

A.: „Weshalb schimpft denn deine Frau so sehr?“

Kommerzienrath Beilkenstein: „Nu, weil ich ihr hab' abgetreten einen Theil meines Vermögens.“

A.: „Und deshalb schimpft sie?“

Beilkenstein: „Nu, ja, es war die kostbare Schleppe von ihrem Ballkleide.“

Der Stat.

Frau: „Wie, jetzt um 10 Uhr mußt Du noch fort?“

Arzt: „Leider, liebe Frau, sehr schwieriger Fall, wie mir der Bote gesagt hat, zwei Aerzte sind schon da!“

Frau: „Na, dann verliere wenigstens nicht jubel!“

Am der Schule.

Lehrer: „Na, Müller, wie heißt das bekannte Bismard'sche Wort: Wir Deutschen —“

Müller: „Wir Deutschen trinken immer noch eins.“

Reflexion.

Weinändler (am Rhein stehend): „Der Rhein ist wirklich ein mächtiger Strom! Wie viel nur von dem schon die deutsche Nation hinuntergeschluckt hat!“

Aus dem Examen.

Examinator: „Herr Kandidat, wie weit ist die Sonne von unserer Erde entfernt?“

Kandidat: „20,682,000 Meilen!“

Examinator: „Richtig, wie finden Sie das?“

Kandidat: „Grobartig, Herr Professor!“

O weh!

Frau: „Nun, Emil, wie habe ich Dir heute in den lebenden Bildern gefallen?“

Mann: „Ich war geradezu verblüfft!“

Frau (geschmeichelt): „Also doch!“

Mann: „Ja, ich hätte nie geglaubt, daß Du so lange den Mund halten kannst!“

Ein echter Pantoffelhieb.

Gendarm: „Wer hat Ihnen erlaubt, hier zu angeln?“

Angler: „Nu, natürlich meine Frau!“

Einfach.

Patient: „Herr Doktor, mir fehlt es in letzter Zeit an Appetit!“

Arzt: „Sehen Sie einmal ein paar Teller mit dem Essen aus!“

Ein Schönfärber.

Dame: „Sie wollen Ihre Vorlesungen einstellen, Herr Doktor?“

Privatdozent: „Ja, wegen Mangel an Bethelligung!“

Dame: „Aber Sie sagten mir doch, Ihre Zuhörerschaft hätte sich vergrößert?“

Privatdozent: „Allerdings, früher war es einer, jetzt sind es zwei!“

